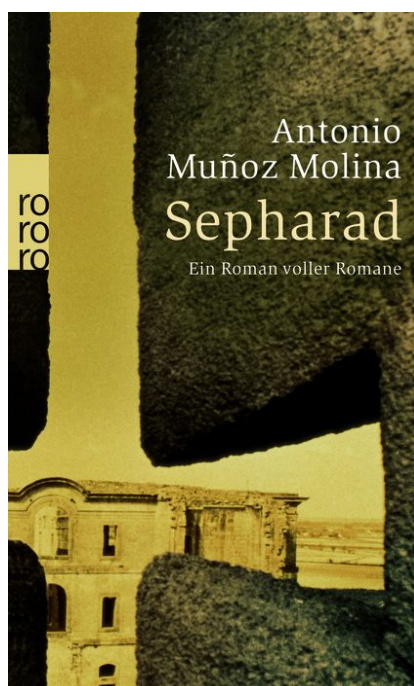


Leseprobe aus:

Antonio Muñoz Molina

Sepharad



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Sakristan

Wir leben jetzt fern unserer kleinen Stadt, aber wir haben uns noch nicht daran gewöhnt, so weit fort von ihr zu sein, und wir pflegen gern die Sehnsucht nach ihr, wenn wir eine Zeit lang nicht zu Besuch waren, und sprechen dann manchmal mehr als nötig den heimischen Dialekt miteinander, benutzen Wörter und Ausdrücke der alten Heimat, die uns über die Jahre lieb geworden sind und die unsere Kinder, obwohl sie sie so oft gehört haben, kaum noch verstehen. Godino, der Leiter des Hauses unserer Provinz, den seine schwungvolle Energie von einer lethargischen Trübsal befreit hat, organisiert regelmäßig Bruderschaftsessen, bei denen wir uns an den nach Originalrezepten zubereiteten Speisen unserer Heimat Erde laben. Und wenn wir auch damit hadern, dass unsere Küche bei Auswärtigen ebenso wenig bekannt ist wie unsere großartige Architektur oder unsere Karwochenprozession, so sind wir es doch auch ganz zufrieden, Speisen zu haben, die sonst niemand kennt und denen wir Namen geben, die außer uns kein Mensch versteht. Unsere bauchigen Grießoliven!, deklamiert Godino. Unsere Bratbrötchen, unser Honigplunder, unsere Osterkuchen, unsere Seeteufelsuppe, unsere Kesselwurst, die mit Reis und nicht mit Zwiebeln gemacht wird, unser Gazpacho, der mit dem so genannten andalusischen Gazpacho absolut keine Ähnlichkeit hat, unser Wildartischockensalat! Im Nebenzimmer des Schinkenmuseums, wo wir vom Vorstand uns versammeln, schneidet Godino mit wässrigem Mund ein Stück

Brot ab, und bevor er es in den Teller mit der dampfenden Kesselwurst eintunkt, macht er eine Art segnende Handbewegung und rezitiert dazu einen Vers:

*Die Wurst, eine hohe Dame,
der Anbetung würdig.*

Der Eigentümer des Museums ist ein Landsmann von uns und kümmert sich um das, wie Godino es nennt, Catering unserer Schlemmereien, bei denen es keine einzige Zutat gibt, die nicht aus unserer Stadt stammt, das gilt sogar für das Brot, das in Trinis Ofen gebacken wird, demselben, aus dem noch immer die leckersten Magdalenas kommen und die Osterkuchen mit dem hart gekochten Ei in der Mitte, die wir als Kinder immer so gerne gegessen haben. Heute merken wir, ehrlich gesagt, dass uns der ölgetränkte Teig etwas schwer im Magen liegt; und wenn wir auch weiterhin ein Loblied auf seinen Geschmack singen, auf seine einzigartige Form und den für jeden anderen unverständlichen Namen – Osterofen, wie wir ihn unter uns nennen –, so schaffen wir doch kaum noch einen ganz, und wir haben immer ein schlechtes Gewissen, wenn etwas übrig bleibt, weil uns noch die Worte unserer Mütter im Ohr klingen und wir uns an die erste Zeit in Madrid erinnern, da wir zum Büro des Transportdienstes gingen, um eines der Lebensmittelpakete abzuholen, die uns von zu Hause nachgeschickt wurden: mit Klebeband umwickelte Kartons, zusätzlich mit Schnur verknotet und gesichert, welche die Gerüche der heimischen Küche zu uns trugen, den leckeren Überfluss dessen, was uns in Madrid so fehlte und wonach wir förmlich lechzten – Würste und Schinken frisch von der Schlachtung, Ölgebäck mit Zuckerguss und eben Osterkuchen, manchmal sogar ein Glas mit rotem Paprikasalat, dem Köstlichsten, was es im Leben überhaupt geben kann. Eine Zeit lang war das

düstere Innere des Küchenschanks dann für uns identisch mit dem duftenden, geheimnisvollen Halbdunkel der heimischen Speisekammern aus der Zeit, als es noch keine Kühlschränke gab. (Heute sage ich meinen Kindern, dass es vor gar nicht allzu langer Zeit, als ich so alt war wie sie, bei uns zu Hause weder Kühlschrank noch Fernsehen gab, und sie glauben mir nicht, oder schlimmer noch, sie sehen mich an, als käme ich aus der Steinzeit.)

Wir lebten schon viele Monate fern unserer Häuser und unserer Stadt, doch Geruchssinn und Gaumen spendeten uns ebenso viel Trost wie ein Brief, erfüllten uns mit derselben tief empfundenen wehmütigen Freude, die ein Telefongespräch mit der Mutter oder der Freundin hinterließ. Unsere Kinder, die den ganzen Tag am Telefon hängen und stundenlang mit jemandem sprechen, mit dem sie gerade noch zusammen gewesen sind, können gar nicht glauben, dass der Telefonapparat für uns nicht nur in Kinderzeiten, sondern auch noch in den ersten Jahren der Jugend ein keineswegs alltäglicher Gegenstand war, zumindest nicht in den ärmeren Haushalten, und dass ein Telefonat von einer Stadt zur anderen, ein Amt, wie man damals sagte, ein einigermaßen kompliziertes Unterfangen darstellte, für das man oft stundenlang auf Postämtern Schlange stehen musste, weil die Verbindungen noch nicht automatisch waren. Ich bin zwar noch kein alter Mann (obwohl meine Frau manchmal sagt, ich vergeise langsam), aber ich weiß noch, wie ich einmal mit meiner Mutter telefonieren wollte und sie an den Apparat der Nachbarin holen lassen und warten musste, bis man sie benachrichtigt hatte, derweil in der hölzernen Telefonkabine des Postamts auf der Gran Vía die Einheiten durch den Zähler rannen. Als ich schließlich ihre Stimme vernahm, befahl mich plötzlich eine Beklemmung, wie ich sie danach nur noch ganz selten empfunden habe, das Gefühl, so weit fort zu

sein und meine Mutter im Alter allein gelassen zu haben. Wir stellten uns beide ziemlich unbeholfen an; dieser uns im bisherigen Leben ungewohnte Apparat machte uns nervös, und uns bedrückte der Gedanke an das Geld, das dieses Gespräch kostete, bei dem wir kaum mehr als ein paar banale Floskeln austauschten, ähnlich wie in unseren Briefen: hoffentlich geht es dir gut; werde nur nicht krank; zieh dich warm an, wenn du aus dem Haus gehst, morgens früh ist es kälter, als man denkt. Es kostete Überwindung zu fragen, ob sie ein Paket mit Lebensmitteln schicken oder ein bisschen Geld überweisen könnten. Wenn man dann den Telefonhörer aufgelegt hatte, tat sich mit einem Mal wieder die ganze Entfernung auf, und zu der Trostlosigkeit des Sonntagabends auf einer nächtlichen Straße gesellte sich die stets etwas niederträchtige Erleichterung darüber, ein ungemütliches Gespräch hinter sich gebracht zu haben, bei dem man sich nichts zu sagen gehabt hatte.

Heute, da die Entfernungen geringer geworden sind, haben wir das Gefühl, noch weiter fort zu sein. Wer erinnert sich nicht an die endlosen Zugfahrten in den Waggons der zweiten Klasse des Nachtexpress, der uns zum ersten Mal nach Madrid brachte, wo wir, von den Strapazen und der Müdigkeit erschlagen, im abweisenden Morgengrau auf dem Bahnhof von Atocha standen, dem alten, den unsere Kinder nicht mehr kennen, obwohl einige von ihnen, als sie noch klein oder gar im Bauch ihrer Mutter waren, so manch bittere Nacht in jenen Zügen zugebracht haben, die uns in den ersehnten Weihnachtsferien gen Süden brachten oder in den wenigen und umso wertvolleren Tagen der Karwoche oder zu unserem späten Patronatsfest, das auf Ende September fällt, wenn die Männer aus der Generation unserer Eltern die saftigen Weintrauben, Granatäpfel und Feigen ernteten und sich den Luxus leisteten, beide Stierkämpfe zu besuchen, sowohl den Eröffnungskampf am Sankt-Michaelis-Tag als auch den am Tag des heiligen Franziskus, den

prachtvolleren, am großen Tag, wie unsere Eltern ihn nannten, gleichzeitig aber auch traurigeren, weil er der letzte war und oft schon der Herbstregen auf die Stierkampfarena niederging und dafür sorgte, dass die paar vorhandenen Karussells mit regen-schweren Planen zugedeckt blieben.

Es war, als sei die Zeit langsamer vergangen und als seien die Kilometer viel länger gewesen. Wenige hatten ein Auto, und wer nicht die ganze Nacht im Zug verbringen wollte, nahm den Autobus, den wir die Pute nannten und der sieben Stunden für die Fahrt benötigte, zunächst um die Kurven und Serpentinaen im Norden unserer Provinz, dann durch die Schluchten und Tunnel der Despeñaperros, die wie der Eintritt in eine andere Welt waren, die äußerste Grenze unserer eigenen Welt, deren hügelige Olivenbaumlandschaft hinter uns blieb, vor uns die endlose Ebene von La Mancha, die so eintönig war, dass der Schlaf sich mit der Müdigkeit verbündete und über den schweren Körper obsiegte, sodass man einschlief und mit etwas Glück wieder aufwachte, wenn schon die Lichter von Madrid zu sehen waren: das erregende Gefühl, die Hauptstadt vor sich zu sehen, die rötlichen Dächer und darüber die Hochhäuser, die unsere Bewunderung hervorriefen, das Haus der Telefongesellschaft, das Spaniengebäude, der Turm von Madrid!

Doch ein anderes Gefühl der Erregung war uns lieber, zumal als die Illusionen, die wir uns von dem neuen Leben in der Hauptstadt gemacht hatten, zu verblassen begannen oder einfach in Gewohnheit übergingen, wie man sich ja an alles gewöhnt, und je mehr man sich an etwas gewöhnt, umso fader wird es, aus Zuneigung wird Langeweile, Widerwille, heimlicher Groll. Uns war das erregende Gefühl der anderen Ankunft lieber, die langsame Annäherung an die Heimat, die Zeichen, welche sie uns ankündigten, nicht mehr die Kilometerangaben auf den Straßenschildern, sondern erste bekannte Hinweise,

ein Gasthaus mitten in den Feldern, das man aus dem Fenster des Busses oder des Zuges erblickte, die rote Erde an den Ufern des Guadalimar, und dann die ersten Häuser, einzelne Lichter an den Straßenecken, wenn man in der Nacht eintraf, das Gefühl, endlich angekommen zu sein, und die Ungeduld darüber, doch noch nicht ganz da zu sein, die süße Erwartung all der Tage, die vor uns lagen, der bereits angebrochenen und doch noch unverbrauchten Ferien.

Es gab damals ein letztes Haus, daran erinnere ich mich jetzt, mit dem die Stadt im Norden endete, das letzte Haus, das hinter einem zurückblieb, wenn man nach Madrid fuhr, und das erste, das man sah, wenn man heimkam, ein kleines altmodisches Hotel mit Garten, Casa Cristina genannt, das oft als Treffpunkt für die Olivensammler diente und von dem aus auch die Heilige Jungfrau Maria verabschiedet wurde, wenn man Anfang September ihre Statue in die Dorfkapelle zurücktrug, von wo sie im nächsten Jahr in der großen Maiprozession wieder zu uns kam, die Heilige Jungfrau, zu der wir Kinder an heißen Sommerabenden beteten.

Vielleicht waren die Dinge damals klarer umrissen, so wie die Linien und Farben und Namen der Länder auf den Landkarten, die an den Wänden der Klassenzimmer hingen. Jenes Haus mit seinem Gärtchen und der gelben Laterne an der Hausecke war das exakte Ende unserer Stadt, und einen Schritt weiter begannen schon die Äcker, nachts vor allem, wenn die Laterne am Beginn der Dunkelheit leuchtete, sie aber nicht erhellte, sondern ihre tiefe Finsternis noch hervorhob. Vor einigen Jahren ging ich mit meinen Kindern dort spazieren, sie waren noch klein, ich erinnere mich, dass der Zweite an meiner Hand ging, und ich wollte ihnen die Casa Cristina zeigen, erzählte ihnen unterwegs, dass der Eigentümer der Olivenplantagen uns früher oft dorthin zitiert hatte, als meine Mutter und ich als Erntehelfer für ihn arbeiteten. Es war Winter, und

wir stapften dick verhummt durch die dunkle eisige Stadt. Ich trug eine Cordmütze meines Vaters und Wollhandschuhe, meine Mutter einen Schal, den sie um Kopf und Schultern geschlungen hatte. Es war aber so kalt, dass mir trotzdem fast Ohren und Finger abfroren, und meine Mutter rieb sie mit ihren Händen, die sich etwas wärmer und rau anfühlten, und blies ihren dampfenden Atem auf meine Fingerspitzen. Ich war tief bewegt, als ich meinen Kindern von diesen Dingen berichtete, ihnen von meiner Mutter erzählte, die sie kaum gekannt hatten, und ich erklärte ihnen, wie sehr sich die Welt in dieser kurzen Zeit verändert habe, denn für sie war es schon unvorstellbar, dass Kinder, nicht viel älter als sie selbst, die Weihnachtsferien arbeitend auf dem Feld verbrachten. Mir fiel auf, dass ich schon lange sprach und umherlief, ohne die Casa Cristina zu finden, und dachte, ich hätte vor lauter Erzählen einen falschen Weg eingeschlagen, aber nein, ich befand mich genau an der Stelle, die ich gesucht hatte, nur das Haus war nicht da, und der Mann, den ich fragte, bestätigte mir, das sei schon vor Jahren abgerissen worden, als die Landstraße nach Madrid verbreitert wurde. Wie auch immer, selbst wenn die Casa Cristina noch gestanden hätte, würde die Stadt nicht mehr an ihrer Hausecke enden: Neue Viertel mit gleichförmigen Backsteinblocks waren entstanden, eine Mehrzwecksporthalle und ein neues Einkaufszentrum, das der Mann mir voller Stolz zeigte, wie man einem Fremden berühmte Baudenkmäler zeigt. Nur wir, die gegangen sind, wissen, wie unsere Stadt einmal gewesen ist, und bemerken, wie sie sich verändert hat. Jene, die geblieben sind, wissen nicht mehr, wie sie einmal ausgesehen hat, sie haben die alte Stadt allmählich aus dem Blick verloren und zugelassen, dass sie verstümmelt wurde, und dabei glauben sie, dass sie ihr treu geblieben und wir gewissermaßen die Abtrünnigen seien.

Meine Frau sagt immer, ich lebe in der Vergangenheit und

in meinen Träumen, wie die Alten, die keine Arbeit mehr haben und in unserer Sozialeinrichtung Domino spielen und an Lesungen oder Gedichtvorträgen teilnehmen, die Godino ab und zu organisiert. Ich antworte ihr, dass ich das ja mehr oder weniger auch bin, einer, der so gut wie nie eine feste Arbeit hat, ein Langzeitarbeitsloser, wie man heute sagt, so sehr ich mich auch bemühe, ich kriege nie was auf die Beine gestellt, ergattere immer nur vorübergehende Arbeiten, falle auf Angebote herein, die oft illusorisch und manchmal sogar betrügerisch sind. Aber ich verschweige ihr, dass ich mittlerweile tatsächlich lieber in der Vergangenheit leben, mit derselben Überzeugung und Begeisterung in sie eintauchen würde, wie andere das tun, Godino beispielsweise, der, wenn er Kesselwurst isst, sich an alte Klatschgeschichten oder Spitznamen erinnert oder einen Vers unseres berühmten Heimatdichters, Jacob Bustamante, zitiert, vor Begeisterung und Glück zu glühen beginnt und immerzu Pläne für die nächste Karwoche schmiedet, die Tage bis Palmsonntag zählt, vor allem aber bis zum Mittwoch, zur Prozession seiner Laienbruderschaft, bei der er nicht nur Mitglied, sondern auch im Vorstand ist «wie seinerzeit der erlauchte Mateo Zapatón, welcher jetzt als Rentner in der Stadt und am Hofe lebt», sagt Godino, der, obwohl er fast sein ganzes Leben in Madrid verbracht hat, ungewöhnlich viele unserer Landsleute mit Namen und sogar Spitznamen kennt und alle immer betucht, beröhmt oder erlaucht nennt und dabei dieses «t» am Ende auf die für unsere Stadt so typische Weise, aber so übertrieben hart ausspricht, dass es für sein Gegenüber schon einmal feucht werden kann.

Es stimmt, viele von uns würden am liebsten in der unveränderlichen Vergangenheit der Erinnerung leben, wie sie im Geschmack einiger Lebensmittel und in einigen im Kalender rot angekreuzten Tagen immer gleich erhalten sind, doch ohne es recht zu bemerken, haben wir eine Distanz entwickelt, die

selbst die schnellen Reisen nicht überbrücken können, auch die Telefongespräche nicht und nicht die Briefe, die zu schreiben wir schon vor vielen Jahren aufgehört haben. Heute könnten wir auf der Autobahn schnell und bequem in knapp drei Stunden die alte Heimat erreichen und fahren doch nur noch ganz selten hin. Alles ist jetzt viel näher beisammen; wir selbst sind es, die nach und nach in die Ferne gerückt sind, auch wenn wir immer noch die alten Wörter benutzen und unseren Dialekt bemühen, wenn wir gerührt der Marschmusik unserer Bruderschaften lauschen oder den Versen, die vorzulesen manchmal noch der «erlauchte Poet schlechthin» zu uns kommt, so nennt ihn Godino, der ihm Honig um den Bart schmiert und ihn bewundert, ihn gleichzeitig aber auf den Arm nimmt, unseren Dichter Jacob Bustamante, der dem Sirengesang vom gefeierten Literaten offensichtlich widerstanden und es vorgezogen hatte, nicht nach Madrid zu gehen, als er noch jünger war. Er wohnt noch in unserem Heimatort, heimst Preise und Dienstalterszulagen ein, da er bei der Stadt angestellt ist, genau wie eine weitere unserer lokalen Berühmtheiten, Maestro Gregorio E. Puga, ein bemerkenswerter Komponist, der ebenfalls vor den von Godino so geschmähten Sirengesängen die Ohren zu verschließen wusste: Man sagt (in Wirklichkeit sagt es Godino), Maestro Puga habe sein Musikstudium in Wien mit Auszeichnung abgeschlossen und hätte für die besten Sinfonieorchester Europas arbeiten können, der Ruf der Heimat sei jedoch stärker gewesen, und so sei er mit all seinen auf Deutsch und in gotischen Lettern verfassten Auszeichnungen und Diplomen zurückgekehrt und habe ohne große Mühen die Ausschreibung um den Posten des Direktors des städtischen Orchesters gewonnen.

Es machte uns große Freude, mit unseren Kindern zurückzukehren, als sie noch klein waren, und es erfüllte uns mit Stolz,

festzustellen, dass sie sich über dieselben Dinge freuten, über die wir uns in unserer Kindheit gefreut hatten. Sie warteten voller Ungeduld auf die Karwoche, damit sie ihre kleinen Büßergewänder mit den spitzen Hüten anziehen konnten. Gleich nach ihrer Geburt ließen wir sie als Mitglieder in derselben Bruderschaft eintragen, in der unsere Eltern uns hatten eintragen lassen. Als sie schon etwas größer waren, saßen sie aufgeregt im Auto und fragten, kaum dass wir losgefahren waren, wie lange die Fahrt noch dauerte. Sie waren in Madrid zur Welt gekommen und sprachen schon mit einem Akzent, der nicht der unsere war, aber wir dachten und sagten voller Stolz, dass sie dieselben Wurzeln hätten wie wir selbst, und wenn wir mit ihnen an der Hand am Sonntagmorgen durch die Calle Nueva gingen, so wie unsere Eltern es mit uns getan hatten, wenn wir sie auf den Arm hoben, damit sie Jesus auf dem Eselchen in Jerusalem einreiten sehen konnten oder das finstere grüne Gesicht des Judas auf dem Wagen mit dem Letzten Abendmahl, dann hatten wir das tröstliche Gefühl, dass sich das Leben wiederholte, dass die Zeit in unserer Stadt nicht verging oder wenigstens nicht so unerbittlich war wie die beklemmende, verwirrende Zeit unseres Lebens in Madrid.

Aber dann sind sie groß geworden, ohne dass wir es gemerkt haben, werden uns fremd, menschenscheue Gäste in den eigenen vier Wänden, eingeschlossen in ihren Zimmern, finsternen Höhlen ähnlich, aus denen manchmal unerträgliche Musik, Gerüche oder Geräusche dringen, die wir gar nicht immer zu identifizieren wünschen. Sie wollen nicht mehr zurück in die alte Heimat, und wenn man was zu ihnen sagt, schauen sie einen an wie einen trottelligen Alten, einen Versager, als hätte man es selbst in der Hand, noch mit über fünfundvierzig eine anständige Dauerstellung zu finden. Sie haben alles vergessen, was ihnen früher so gefallen hat, die langen Gewänder und die Spitzmützen, die ihre Gesichter wie romantische

Masken verdeckten (Godino beharrt darauf, dass unser Wort dafür Spitzkappen ist), den Lärm der Pauken und Trompeten, den Geschmack der amerikanischen Zigarillos, die es nur in der Karwoche gab, von einer gezuckerten Spirale umschlungene Lutscher aus rotem Karamell, die man an dem Kiosk des kleinen Mannes kaufte, der passenderweise den Spitznamen Lutschi trug und der vor einigen Jahren gestorben ist, obwohl er uns, die wir ihn von Kindesbeinen an kannten, so unverwüstlich vorkam wie die Semana Santa selbst. Auch die Kirmesattraktionen lassen sie völlig kalt, und es ist, als empfänden nur wir, die Eltern, so etwas wie Wehmut und Dankbarkeit für die schlichten Karussells von früher, die Scheeskens, wie wir als Kinder sagten und wie wir es auch unseren Kindern noch beigebracht haben. Nichts von dem, was wir mögen, bedeutet ihnen mehr etwas, und manchmal betrachten sie uns mitleidig oder teilnahmslos und geben uns das Gefühl, lächerlich zu sein, lassen uns durch ihre Augen sehen, was sie in uns sehen, verbrauchte alte Menschen, denen sie nichts danken müssen, die in ihnen vor allem Unmut und Langeweile wecken und von denen sie sich fern halten, als wollten sie nicht mit den schmutzigen Spinnweben der Vergangenheit in Berührung kommen, der Zeit, zu der wir gehören.

Darin zu leben, in der Vergangenheit, was wünschte ich mehr! Aber man weiß ja nicht mehr, wo man lebt, weder in welcher Stadt noch in welcher Zeit, man ist sich nicht einmal mehr sicher, ob es die eigene Wohnung ist, in die man am Ende des Tages zurückkehrt, mit dem Gefühl, ungelegen zu kommen, obwohl man schon früh am Morgen fortgegangen ist, ohne allerdings genau zu wissen, wohin oder wozu, auf der Suche nach einer Arbeit auch wohl, die einem den Glauben zurückgeben könnte, dass man noch zu etwas nütze, zu etwas zu gebrauchen ist. Bei einem der letzten Bruderschaftssessen aus Anlass

der Verleihung unserer Silbermedaille an Jacob Bustamante hielt mir Godino vor, in freundschaftlichem Ton allerdings, schon zweimal hintereinander nicht zur Semana Santa in die Heimatstadt gefahren zu sein. In der Hoffnung, dass er, ein Mann mit Kenntnissen und Beziehungen, mir vielleicht unter die Arme greifen könnte, gab ich ihm zu verstehen, ich mache gerade eine etwas schwierige Zeit durch, aber natürlich ging ich ihn nicht offen um Hilfe an, schon aus Stolz nicht und aus Angst, ich könnte mein Gesicht verlieren. Hoffnungslosigkeit und verletztes Ehrgefühl waren der Grund dafür, dass ich mich diesmal weniger als sonst an den gesellschaftlichen Aktivitäten in unserem Haus der Provinz beteiligte, wenngleich ich keine Vorstandssitzung verpasste und peinlich genau darauf achtete, meine Monatsbeiträge pünktlich zu bezahlen. Dabei war ich von morgens bis abends unterwegs, wie im Taumel von einem Ende der Stadt zum anderen, von einer Arbeit zur nächsten, Versprechungen, aus denen nie etwas wurde, Verabredungen, die aus irgendwelchen Gründen nie zustande kamen, unsichere Hilfsarbeiten für einige Wochen, ein paar Tage. Ich verbrachte untätige Stunden mit Warten oder musste in größter Hast irgendwo hinkommen, nur damit sich dann herausstellte, dass wegen einiger Minuten Verspätung alles vergebens gewesen war.

Eines Morgens ging ich über die Plaza de Chueca, mutlos und mit starrem Blick, um nicht sehen zu müssen, was um mich herum geschah, das Schachern mit Drogen, das Treiben dieser wie lebende Tote aussehenden Männer und Frauen, die wie schlafwandelnde Zombies, wie von einer schrecklichen Krankheit Befallene durch die Gegend liefen. Und dort begegnete ich einem Landsmann, Mateo Chirino, der, als ich klein war, Mateo Zapatón genannt wurde, und das nicht nur wegen seines Berufs als Schuster, sondern auch seiner Größe wegen, da er größer war als die meisten in seinem Alter und, daran